



Heimatblätter aus dem Zabergäu

Zeitschrift des Zabergäuvereins

Heft 2, Jahrgang 2008

Herausgeber:
Zabergäuverein, Sitz Güglingen

*Einladung zur Jahreshauptversammlung des Zabergäuvereins
am Sonntag, 12. Oktober 2008 in Güglingen, Herzogskelter*

Beginn: 14.00 Uhr

I. Geschäftlicher Teil
Berichte der Amtsträger
Aussprache und Verschiedenes

II. Vortrag - unterstützt durch Power-point Präsentation - von Archäologe
Enrico DeGennaro zum Thema: Die römische Besiedlung des Zabergäus -
Vom Werden, Bestehen und Vergehen

Am Vormittag Treffpunkt um 11.00 Uhr auf dem Marktplatz in Güglingen zur
Besichtigung des Römermuseums, in dem Führungen angeboten werden

Es besteht die Möglichkeit im Bürgersaal der Herzogskelter Mittagessen
einzunehmen

Zeitschrift des Zabergäuvereins

Heimatblätter aus dem Zabergäu

Heft 2, Jahrgang 2008

Zum 100. Geburtstag des Heimatdichters Hans von Olnhausen



Hans von Olnhausen 1906-1960 (Portraitaufnahme aus den 30er Jahren)

Lebenslinien des Hans von Olnhausen

Manfred Göpfrich-Gerweck

100 Jahre wäre er im Sommer 2006 geworden, Hans von Olnhausen, von dem die Literaturwissenschaftlerin Renate Milczewsky seinerzeit anlässlich der Veröffentlichung des Buches „Als selbst Sankt Martin lachte“ im Jahre 1966 schrieb, er sei „*einer der Stillen im Lande*“.

Man mag es gar nicht glauben, wenn man seine humorvollen Geschichten liest, die voller Sprachlust auftrumpfen und in einem Ton gehalten sind, die die Erzählsituation lebendig werden lassen. Die wörtliche Rede nicht scheuend, sind die Erzählungen geradezu dynamisch in ihrem Ablauf und weisen eine Unrast an Schauplätzen auf. Da reist einer, so scheint's, auf und ab durch die süddeutsche Landschaft und streut seine Anekdoten fast

verschwenderisch aus. – Und der soll ein Stiller gewesen sein.

Freilich, als Schriftsteller und Autor ist er nach seinem sehr frühen Tod im Jahre 1960, mit 53 Jahren, nur noch in der posthumen Veröffentlichung von 1966 zu vernehmen gewesen. Seitdem ist es ruhig um ihn geworden, den alteingesessene Frauenzimmerner noch heute als einen der Ihren begreifen.

Am 16. August 1906 in Mittelbuch (Landkreis Biberach) geboren wuchs er in seiner frühen Kindheit in Frauenzimmern auf und kam 1911 bereits zu seiner Tante Karoline nach Hohenstein – den Michaelsberg immer noch in Sichtweite, nun aber auf der anderen Seite. Von dort aus, dem Weingut Rösch in Hohenstein, besuchte er die Realschule in Bönnigheim. Es war die Zeit des ersten Weltkrieges und der Zeit danach, die selbst hier auf dem Land, das ja in der Regel im Krieg den Hunger nicht so sehr kannte wie die Stadt, die Menschen starken Belastungen und Nöten aussetzte. Überdies machte sich in der aufkommenden Moderne der allgemeine Strukturwandel in der Landwirtschaft bereits bemerkbar. Im Jahr 1921 begann er die Ausbildung zum Weingärtner und Landwirt in der Winterschule in Lauffen und an der Landwirtschaftsschule Radolfzell, absolvierte dabei diverse Volontariate, unter anderem auf dem Hofgut Salem und dem Gut Radolfzell-Mettnau.

Schon früh scheint er den Drang zu publizieren gespürt zu haben: Er betätigte sich in den zwanziger Jahren für die Landjugend des Schwäbischen Bauern- und Weingärtnerbundes und gewinnt schnell Kontakte zu Presse- und Literaturkreisen.

Im Jahre 1926 übernimmt von Olnhausen den Weinbau auf dem Weingut Rösch, die Landwirtschaft wurde anderweitig verpachtet.

1932 dann heiratete er Maria Böhm aus Buttenhausen (Kreis Münsingen) und aus der Ehe mit ihr gingen zwei Söhne hervor, 1934 Hans-Jörg, 1937 Utz. Im Jahre 1938 schließlich konnte die Familie ihr neues, modern eingerichtetes Haus in Hohenstein beziehen.



Das 1938 bezogene Haus in Hohenstein (Aufnahme 60er Jahre)

Doch das private Glück war getrübt durch die politischen Ereignisse. Sein frühes Engagement im Schwäbischen Bauern- und Weingärtnerbund hatten ihn in die Funktion als Geschäftsführer des Hauptsitzes Unterland in Heilbronn gebracht. Die nationalsozialistische Gleichschaltungspolitik nach 1933 beendete die Selbstständigkeit des Bauern- und Weingärtnerbundes, der in der Kreisbauernschaft des Reichsnährstandes aufging. Zwar hielt von Olnhausen noch kurz die Funktion als Stabsleiter der Kreisbauernschaft Heilbronn inne, doch die Gegensätze scheinen unüberbrückbar gewesen zu sein, Olnhausen verweigerte die Mitgliedschaft bei der NSDAP und wurde 1935 entlassen.

Wie es viele in jener Zeit taten, zog er sich ganz ins Private zurück, begab sich in die innere Emigration und arbeitete im Weinberg und der Landwirtschaft, die er wieder aufgenommen hatte, um sich und der Familie den Lebensunterhalt zu sichern. Doch ganz wollte er es nicht lassen. Unter dem Pseudonym „O“ und „Mayerhoff“ konnte er noch eine Zeit lang Veröffentlichungen in der „Schwäbischen Tageszeitung“ unterbringen. Bald aber war ihm nach der Zwangsschließung der Zeitung durch die Nationalsozialisten auch dieser Zuverdienst entzogen. Der Weinbau und die Landwirtschaft bildeten nun seine alleinige Existenzgrundlage. Auch hartnäckiges Ansinnen der Partei, ihn als landwirtschaftlichen Kolonisten für den Osten zu gewinnen, lehnte der heimatverbundene Hans von Olnhausen brüsk ab.



Hans mit seiner Frau Maria in den Kriegsjahren

So kam es, dass auch ihm, wie vielen seines Jahrgangs, der aktive Einsatz im Krieg nicht erspart blieb. Als er schließlich nach Kriegsende aus der französischen Kriegsgefangenschaft zurückkam, führte er die Landwirtschaft und den Weinbau in Hohenstein und Frauenzimmern weiter. Gleichwohl war ihm die Lust am Schreiben und Publizieren geblieben. Schon bald suchte er wieder den Anschluss zu literarischen und kulturellen Kreisen. Otto Rombach etwa, der fast gleichaltrige bekannte Journalist und Schriftsteller, der aus Böckingen gebürtig war, gehörte zu diesem Kreis. Erneut betätigt er sich als Schreiber, Dichter und Journalist, arbeitet an Hörspielen gar, versucht sich am Roman.

Jedoch war ihm nicht mehr sehr viel Zeit vergönnt. Am 6. März 1960 verstarb Hans von Olnhausen nur 53-jährig an den Folgen einer nicht ausgeheilten Krankheit aus den Kriegstagen. Er liegt begraben auf dem Friedhof der Martinskirche zu Frauenzimmern.

Bereits früh hatte ihn seine Funktionärstätigkeit viel herumgebracht – er besuchte Versammlungen, Vorträge und Treffen im Verbandsbezirk und darüber hinaus. Menschen, die ihn noch kannten, stellen ihn sich hier vor, wie er mit seinem geliebten BMW-Motorrad umherreist, stets dabei seine Rolleiflex-Kamera. Und wir können erahnen, dass er immer auch als rasender Geschichtensammler unterwegs gewesen sein muss. Hier hat er wohl seine Stoffe gefunden, die er dann zu Geschichten verarbeitet hat, um sie zu veröffentlichen. Meist so geschrieben, dass sie überall im ganzen schwäbischen – württembergischen – süddeutschen Raum hätten spielen können. Keine Mundart lässt sie lokalisieren, die Geschichten sind auch selten zeitlich zuzuordnen, einige spielen in der Vergangenheit, die meisten aber sind – fast möchte man sagen – aus der Zeit gefallen. Geschichten eben aus seiner württembergischen Heimat, zeitlos, wenn man einmal davon absieht, dass hier eine für uns nun endgültig vergangene Welt der Pferdefuhrwerke und des ländlichen Lebens beschrieben ist.

Hans von Olnhausen begegnet uns schon sehr früh als mehrfach Begabter. Da ist der angehende bodenständige Weinbauer und dort deutet sich der feinsinnige Künstler an. In unseren Zeiten der hohen Spezialisierung, in der alles separiert ist, hier die Hochkultur, da das Handwerk, hier die Funktionärsarbeit, da das feinsinnige Schreiben, hier der Schriftsteller, da der Journalist, in einer Zeit also, in der der vielfach Interessierte und zwanglos sich Versuchende nicht mehr gefragt zu sein scheint, da muss es uns als wunderbarer Luxus der Vergangenheit erscheinen, als solches noch möglich war.

„Ein hünenhafter Mann“, so beschrieb ihn sein Schriftstellerfreund Otto Rombach, „wie ein Wiesbaum gewachsen, mit gütigen Augen und kräftigen Händen und mit einer zarten Seele.“

Manches wäre zu sagen über das, was Heimatliteratur ausmacht und das was von Olnhausen zu einem Heimatdichter macht. Man könnte über die Identität stiftende Wirkung der so genannten Heimatliteratur sprechen, über deren Gehalt an Geschichte oder Geschichtlichem. Über die Selbstvergewisserung des Autors und seiner Leser beim Schreiben und beim Lesen, über Bewahren von Vergangem, über Erinnerung, über Heimat.

Geographisch konkret fassbar wird der Heimatdichter Hans von Olnhausen in seinen Arbeiten ganz selten. In dem Gedicht „Der Apfelbaum im Zabergäu“ jedoch, da gewährt er dem Leser einen Einblick in sein Inneres, hier ist er ganz selber, da ist er ganz Zabergäuer und Bewohner der Landschaft um den Michaelsberg – Heimatdichter. Entstanden ist es im Kriegsjahr 1943 in Kroatien – fern der Heimat.

Der Apfelbaum im Zabergäu

*Der allerschönste Apfelbaum,
Der stand im Zabergäu,
Trug Äpfel, ach man glaubt es kaum,
Wie oft war ich dabei,
Wenn man sie brach vom hohen Ast,
Die Körbe habens kaum gefaßt,
Und warents drei mal drei.*

*Drei Körbe gingen in die Stadt,
Drei brachten Geld ins Haus,
Drei lagen rund und fest und glatt,
Bereit zu frohem Schmaus.
Wir aßen sie den Winter lang,
Ja, wenn der Topf im Ofen sang,
Ihr Duft zog durch das Haus.*

*Wenn dann der letzte Apfel schwand,
Da war es bald auch Mai,
Und schöner blüht es nicht im Land,
Als wie im Zabergäu.
Der Apfelbaum war spät daran,
Und das war meistens wohl getan,
Ihm ging der Frost vorbei.*

*Dann blüht' er zwischen weiß und rot,
Mit einem eignen Duft,
Wir aßen manches Vesperbrot,
Dort in der schönen Luft.
Und schauten in den Blütenkranz,
Und sahn der Bienen Lebenstanz,
Ach, wie Erinnerung ruft!*

*Längst brach der Sturm den alten Baum,
Er fuhr ihm ins Geäst,
Brach ihm den Stamm und mir den
Traum
Vom frohen Lebensfest.
Der Platz ist öd, der Platz ist leer,
Das Leben brachte mir Beschwer,
Ei Herze, halt dich fest!*

*Doch bei der Kerze kleinem Schein,
Im kalten, fremden Land,
Da grünt mir noch der Baum herein,
Der in der Heimat stand.
Ich esse noch, nach Jahr und Tag,
Vom Apfel, der im Grase lag,
Er glänzt mir in der Hand.*



Der Anfang einer Geschichte sollte das Tableau jenes Kosmos umreißen, den wir als Leser betreten, sollte uns soghaft in das Geschehen ziehen. „Begin with an image!“, so lautet eine Empfehlung für Autoren, für die Gestaltung des Anfangs einer Geschichte. Beginne mit einem Bild!

„Man meint, der hohe und etwas breit gebaute Turm der Kirche zu St. Martin, der das Gewirr der Dächer und Giebel des regsamen Handwerkerstädtchens würdevoll überragt, müsse einmal gelächelt haben. Allem Anschein hat er sogar recht herzlich gelacht. Für einen alten Turm eine ungewöhnliche Sache und eine recht gefährliche dazu. Der „Lange Martin“ hat sich dabei auch richtig ein paar gefährliche Risse und Sprünge zugezogen, die ihm wie Spinnenbeine übers Gesicht laufen und manche Leute behaupten, er stehe seitdem auch etwas schief.“

So beginnt Hans von Olnhausens Geschichte „Als selbst St. Martin lachte“ (in dem gleichnamigen Band mit Geschichten und Gedichten). Sie erzählt, wie sich ein paar behäbige, selbstgefällige, dickleibige Ortsgrößen bis auf die Knochen blamieren und von einem nackten Hinterteil, das aus einer Kutsche ragt und in rasender Fahrt der gesamten Dorfbevölkerung zur Betrachtung dargeboten wird.

Ein weiteres Beispiel eines Anfangs durch ein Bild, wie sie Hans von Olnhausen als Pforten seiner Geschichten entwarf:

„Sieh mal, da liegen sie, die beiden Höfe, von denen ich eben erzählen will, der Grundhof und der Berghof, ganz nah beisammen. Kaum einen Büchschenschuss weit sind sie voneinander entfernt, und beide sind sie mitten ins Grüne gebettet und von freundlichen Hügeln umgeben. Ja, es ist ein schöner Anblick, und obwohl sie sehr verschieden sind, meint man, sie gehören zusammen ins Land. Einer wäre nichts ohne den anderen.“

So beginnt die Geschichte „Halbpart“, die davon erzählt, wie zwei benachbarte, aber nicht unbedingt befreundete Bauern, der Henning und der Rössler, ein Problem lösen, das dadurch entsteht, dass der Kater vom Rössler stets für Nachwuchs bei der Kätzin vom Henning sorgt. „Halbpart“, sagt Henning und bringt stets die Hälfte des Wurfs zu Rösslers Berghof.

Als Hennings Sohn nun allerdings dafür sorgt, dass Rösslers Tochter mit Zwillingen niederkommt, unehelich versteht sich, da hält es Rössler seinerseits mit dem Brauch, den der Nachbar Henning ins Leben rief. Er nimmt einen der beiden Säuglinge und trägt ihn hinunter zum Grundhof. „Halbpart“, sagt er zum Bauern Henning. „So hast du es eingeführt und so soll es bleiben.“

Noch eine Geschichte von Hans von Olnhausen die mit einem starken Bild beginnt. Ein schönes Beispiel auch dafür, dass in den Anfängen einer Geschichte immer noch etwas von der Stille nachhallen sollte, aus der sie kommen. „Wie beim Anfang aller Anfänge. Am Anfang ist immer das Wort und davor war nichts“, sagt Sybille Knauss in ihrem Handbuch über das Erzählen.

„Eins, zwei, drei Reiher hoben sich mit schwingendem Flügelschlag über das dunkle Wasser, als der Fischer Steffen Ehlers seinen Kahn gegen den langen Wörd hinaufstakte. Das Licht des Tages war noch zu schwach, dass es den breiten Spiegel des Wassers erhellte... Hier war es so still, dass man sogar das Schwingen des Flügelschlags in der Luft hörte, leise sausend, bis die Vögel immer höher entschwebten.“

Diesem Steffen Ehlers (aus der Erzählung „Fisch im Netz“) ist das Glück an diesem schönen Morgen besonders hold, fischt er doch tatsächlich die Frau, die er heimlich liebt und der er sich nicht zu nähern wagt, aus dem Fluss, von dem wir nur zu gern annehmen, dass es sich bei diesem um den Neckar handele.

Mit dem Anfang einer Geschichte wird immer auch ein Ton angeschlagen. „Einen Ton anzuschlagen ist nicht schwer“, so noch einmal Sybille Knauss. „Ihn durchzuhalten ist schon schwieriger. Eine Erzählung zu beginnen, indem man einen Ton anschlägt, der so gestimmt ist, dass sie darin bis an ihr Ende erzählt werden und ausklingen kann, ist eine ganz andere Sache. Hier fangen Arbeit und Mühe an.“ Den Ton, mit dem Hans von Olnhausen seine Geschichten stimmt, hält er stets konsequent durch. Es ist ein ganz besonderer Ton. Ein volkstümlicher Ton, leicht verwandt mit dem, in dem Märchen erzählt werden, die, in weite zeitliche und räumliche Ferne gerückt, etwas Zeitloses, etwas Überörtliches haben. Wenn auch von Olnhausens Geschichten, anders als Märchen, nicht im Irgendwo, hinter den sieben Bergen angesiedelt sind, sondern in einer Region, die wir sehr gut kennen – im Unterland, im Neckartal, am Albrand, in Oberschwaben, am Rande des Schwarzwaldes – könnte das, was sich hier abspielt, genau wie in einem Märchen überall passiert sein. Und wie im Märchen, scheint uns die Zeit, in die Hans von Olnhausen seine Geschichten setzt, genauso fern zu sein, wie die Zeit, als das Wünschen noch geholfen hat. Es ist eine Zeit, in der Industrialisierung und Technisierung allerhöchstens in Form etwa einer so

beseelten wie „eifersüchtigen Dampfwalze“, „der Bügelfrau der Landstraße“, spürbar werden. Die Dörfer, die seinen Geschichten die Kulisse und ihre Bedingungen geben und in denen seine Figuren agieren, sind kleine, feste und relativ sichere Sozialgefüge, die jedem einen Platz bereithalten, den es zu erringen, zu verteidigen oder aufzugeben gilt. Anders als Märchen aber erzählen seine Geschichten von Ereignissen, die so auch tatsächlich geschehen sind oder so hätten geschehen können. Sowohl im Ton, den er anschlägt, als auch der Sujets, derer er sich bedient, gehorcht Hans von Olnhausen der Form, die er für sein Erzählen gewählt hat: die Kalendergeschichte.

Die Franzosengret

Es lässt sich nicht mehr genau sagen, war es bei einem der melacschen Raubzüge oder bei einem andern der zahlreichen Einfälle der Franzosen in das süddeutsche Land, unter denen die Gegend zwischen dem Rhein und dem unteren Neckar in besonderem Maße zu leiden hatte, da ereignete sich in dem Dorfe Flehingen, oder vielleicht auch in einem der anderen Orte an der badischen Landesgrenze gegen Württemberg hin, etwas, das einer Tochter der Gemeinde den Namen „Franzosengret“ eintrug. Der Name blieb ihr bis zu ihrem Tode und noch darüber hinaus, da es niemand mehr einfiel, sich nach dem Taufbuch zu richten, wenn von ihr die Rede war. Man sieht schon daran, dass es nichts Alltägliches sein konnte, das ihr diesen Namen eingetragen hatte, und es hatte auch wirklich nichts mit dem zu tun, was man vielleicht zu denken geneigt ist, wenn gallische Kavalier und ein Weiberrock in einem Atemzug genannt werden. Ganz im Gegenteil, an ihr haben diese einmal erfahren, was es mit einer deutschen Jungfrau auf sich haben kann, und zur Ehre der Franzmänner muss auch gesagt werden, dass sie nicht anstanden, ihrem Mut den verdienten Respekt zu zollen.

Diese nachmalige Franzosengret war indessen schon vor dieser Zeit nicht ganz unbekannt in der Gegend, denn sie war eines Wirtes Tochter, der im „Goldenen Ochsen“ ein gutes Haus führte und sich eines regen Zuspruchs erfreute. Außerdem war sie von so großem Wuchs, dass man sie schon in der Schule die „lange Grete“ nannte. Ihrer Mutter drückte dieses unmäßige Wachsen ihrer Tochter fast das Herz ab, und als diese, schon bald nachdem sie aus der Schule war, die meisten Männer des Dorfes übertrage, machte sie ihr die bittersten Vorwürfe. „Wo soll man bloß einmal einen Mann hernehmen für dich? Es ist gewiss, dass du keinen bekommst, es ist eine Schande!“ Man sieht, die Sorge um ihre Tochter hatte die Mutter schon recht bitter gemacht. Aber die Tochter hörte deshalb doch nicht auf mit ihrem sündhaften Wachsen, sondern sie wurde in diesem Jahr gleich noch um eine Spanne länger.

Zuletzt nahm freilich auch dieses unheimliche Wachsen, wie alles auf der Welt, das Gute und das Böse, ein Ende, aber wir wissen ja, dass es längst zu spät war. Die Grete taugte längst zum Gardeflügelmann, da ihr zur Größe die Stattlichkeit nicht abging. Ja, wäre die damalige Zeit nicht im Geschmack so ganz verdorben gewesen, dass man selbst hier auf dem Lande schon dem welschen „goût“ verfallen war, demnach die Frau nicht zierlich und zerbrechlich genug sein konnte, die Grete hätte gewiss den stattlichsten Freier bekommen, denn sie war schön von Angesicht, und es stand außerdem ein Heiratsgut hinter ihr, das gewiss nicht zu verachten war.

Aber so schnitt man ihr nur zum Zeitvertreib ein wenig die Cour und machte sich das Ehebett flugs anderswo zurecht, wenn die Zeit gekommen war. Das verdross die lange Grete nicht wenig, und da sie das Zeug zu einer alten vertrockneten Jungfer nicht in sich fühlte, wurde sie trotzig und nahm die Sache selbst in die Hand, wie es ihrer Art auch eher entsprechen mochte. Ehe man sichs versah, war sie versprochen, und es war selbstverständlich, dass es keiner der feistnackigen Bürgersöhne war, den sie erwählt hatte.

Nein, es war ein einfacher Fuhrmann und Ackerknecht. Wer aber gerne die Nase darüber gerümpft hätte, der fand dazu kaum eine Gelegenheit, denn ihr Erwählter war zwar nicht mit Reichtümern gesegnet, aber er hatte sich durch Fleiß und Sparsamkeit wie auch durch Klugheit ein Ansehen errungen, das manchem andern abging. Auch ließ die Grete niemand darüber im Zweifel, dass sie sich seiner in keiner Weise schämte, sondern ihn herzlich und ehrlich liebgewonnen hatte. Selbst gegen ihren Vater und ihre Mutter setzte sie es durch, dass sie ihr Heiratsgut erhielt und die Hochzeit gerüstet wurde.

Aber bis der Maitag herannahte, der dafür in Aussicht genommen war, da lag das Dorf nicht wie sonst still und versonnen im Kranz der blühenden Obstbäume, und obgleich die Sonne schien und der Himmel bis zum Rhein und den Vogesen hinüber blaute, zog es niemand zur Arbeit hinaus in die prächtigen Felder. Die Gassen und Höfe waren vielmehr durchschwirrt von der Nachricht, dass die Franzosen wieder einmal mit einem starken Heere über den Rhein gedrungen und bereits von Bruchsal her im Anmarsch seien.

Da dachte zunächst jeder an sich selbst, wie er seine Taler und Gulden am besten in Sicherheit bringe, ob man bleiben oder ob man fliehen sollte, und nur wenige dachten auch ein wenig an die lange Grete, der nun die eigenmächtige Hochzeit doch ins Wasser zu fallen schien. So ist es halt, sagten sie traurig oder auch ein wenig schadenfroh: "Will das Pferd nicht in den Stall, dem bricht es den Fuß auf der Schwelle." Die Grete indessen ließ sich von all dem wenig beeindrucken und zeigte, dass sie durch und durch von echtem Schrot und Korn war. Sie setzte es durch, dass man trotz allem zur festgesetzten Stunde zur Kirche schritt.

Es war natürlich keine fröhliche Sache, das ist wahr, und die kümmerlichen Ansätze zu Galgenhumor, die ein paar junge Burschen machten, verliefen sich rasch im Sande. Der Pfarrer hatte das Läuten der großen Glocke nicht erlaubt, um, wie er sagte, die Filous nicht herbeizulocken. Auch wollten sich keinerlei Gäste zeigen, an der reich beladenen Hochzeitstafel Platz zu nehmen, und kein Böllerschuss löste sich und rollte nach altem Brauch über das sanfte Tal. Wer aber glauben mochte, dass es der Braut schwül in ihrer Haut sei und sie fast verzagen möchte ob all der bösen Zeichen, der konnte bald erfahren, dass sie noch zu ganz andern Dingen den Mut im Herzen hatte, wenn es sein musste.

Es ritten nämlich, trotz der weisen Vorsicht des Pfarrers, noch ehe dieser droben in der Kirche das Amen gesprochen hatte, frech und lässig eine Handvoll Chasseurs die lange Hohle vom Speyerer Weg herein und überbrachten kurz und bündig die Forderung, eine Fuhre Lebensmittel, Eier, Fett, Hühner, Gänse und anderes Fleisch, auch Haber für die Pferde, an den Kreuzweg hinauszuschaffen, wo die Heerstraße in einiger Entfernung vom Dorf vorüberzog.

In solchen Sachen war man ja längst nicht mehr ohne Erfahrung, und man nahm

solche Requisitionen willig auf sich, da man den Krieg und das Wesen der Franzosen längst kannte. Trotzdem lief dem Büttel, der alsbald durch die Gassen eilte und jedermann aufforderte, nach Kräften zu der Lieferung beizusteuern, der bleiche Schrecken voraus. Dieser Schrecken aber betraf weniger die geforderte Abgabe als vielmehr den Gedanken, man könnte vielleicht dazu ausersehen sein, der Fuhrmann dieser Höllenfuhr zu werden. Zwei Tote und eine Anzahl Krüppel waren dem Dorf aus solchen Diensten bis dahin schon erwachsen, und es gab keinen Grund, zu erwarten, dass die Franzmänner diesmal ein sanfteres Wesen zeigen würden. Die Gerüchte ließen genau das Gegenteil befürchten.

Von all diesen Vorgängen wusste man bis dahin in der Kirche noch nichts. Sie lag außerhalb des Dorfes, und der Lärm drang nicht bis dorthin. Es fiel im ersten Schrecken auch niemand ein, hinauszurennen und mit einem "Die Franzmänner sind da!" die Trauung zu sprengen. Der Pfarrer konnte sein Amen in aller Ruhe sprechen. Doch kaum erreichte das kleine Trüpplein auf dem Rückweg die ersten Häuser, da hagelte es von allen Seiten diesen tröstlichen Zuruf, und wäre die Grete nicht unbeeirrt weiter geschritten, wer weiß, ob es beisammen geblieben wäre. So verdrückten sich nur zwei oder drei, die am Ende gingen, und die andern kamen mit bleichen Gesichtern zum "Goldnen Ochsen", wo die Schnaubbärte mit aller Selbstverständlichkeit an der Hochzeitstafel saßen und nicht geringen Lärm vollführten. Man hatte sie mit großer Erleichterung dorthin geleitet und es geradezu als himmlische Fügung betrachtet, dass hier das schönste Festmahl für sie bereit stand. Ja, Gäste waren nun mit einem Schlage genug vorhanden, aber was für Gäste! Schon ihr Aussehen hätte für jede andere Braut genügt, in Ohnmacht zu fallen oder davonzulaufen. Der Grete war nichts anzumerken. Nicht umsonst war sie eine Wirtstochter und mit dem Wesen und dem Unwesen der Männer mehr vertraut als andere Bräute, auch kannte sie soviel der welschen Worte zu sagen, die notwendig waren, die Monsieurs höflich zu begrüßen. Sie trat also unbefangen an die Tafel und sagte ihre wohlgesetzten Worte. Der Radau verstummte, und die Chasseurs taten etwas, was niemand für möglich gehalten hätte, sie erhoben sich und setzten sich erst wieder, als die Grete dazu aufforderte. Damit war die Gefahr fürs erste gebannt, aber die Grete wusste trotzdem genau, was auf dem Spiele stand, nicht nur für sie allein, sondern auch für das ganze Dorf. Deshalb und vielleicht auch aus einem gewissen Trotz über ihre unbesetzte Hochzeitstafel sorgte sie mit allem Eifer dafür, dass den ungebetenen Gästen alle Ehre erwiesen wurde, wie richtigen Hochzeitsgästen, was die Chasseurs ihrerseits auch wieder zur Höflichkeit reizte, so dass sogar eine gewisse Festlichkeit und Fröhlichkeit über der Tafel lag.

Ja, es wäre vielleicht sogar noch zu Spiel und Tanz gekommen, wäre nicht nach einiger Zeit der Schulze des Dorfes erschienen mit der Meldung, dass die verlangte Fuhr bereit stehe und aufs beste geladen sei. Das erinnerte sie an ihren Auftrag, den sie so halb und halb schon vergessen hatten, und in stürmischem Aufbruch polterten sie die Treppe hinab.

Drunten fanden sie, wie der Schulze berichtet, die Fuhr zu ihrer Zufriedenheit vor, mit zwei starken Pferden bespannt, aber was weit und breit nicht zu sehen war, das war ein Fuhrmann und ein Gehilfe, der sie an den befohlenen Platz kutschieren sollte.

Die Chasseurs hatten dem Wein schon ziemlich zugesprochen, und kaum stammelte der Schulze ein paar entschuldigende Worte, da bekamen sie auch schon rote Köpfe

und schrien: "Oass, nix Voiturier? Du selbst sein Voiturier!" Einer packte ihn an der Brust und schüttelte ihn, bis er zusammenbrach, und plötzlich waren sie alle wieder die reinsten Teufel. Sie fuchtelten mit ihren blanken Säbeln und waren schon bei ihren Pferden, stracks hinaus zureiten ins Feldlager und Verstärkung herbeizuholen. Wie solche kleine Unstimmigkeiten auszugehen pflegten, das wusste man zur Genüge, und Weiber und Kinder stimmten bereits ein Wehgeschrei an.

Die Grete hörte es droben, und ehe der erste im Sattel saß, war sie zur Stelle und hörte was los war. Sie fiel dem ersten besten in die Zügel und rief: "Ach Voiturier, ich, moi votre Voiturier", und erklärte ihnen so gut sie nur konnte, dass sie bereit sei, den Wagen überall hinzufahren, wo die Monsieurs nur befehlen wollten.

Zum Glück hatte sie sich an den Richtigen gewandt, der alsbald über ihre Worte eine helles Lachen anstimmte und auch die andern dazu brachte, das gleiche zu tun, und schon hatte sich das Blatt wieder gedreht, sie waren plötzlich wieder ganz Kavaliere und ließen die "belle Fiancée", die schöne Braut, hochleben und hoben sie auf den Wagen.

So kam der Wagen im Handumdrehen zu einem Fuhrmann und rollte das Dorf hinaus, umschwärmt von den Chasseurs, die ihm mit Lachen und Scherzen das Geleit gaben. Da reckten die Weiber die Hälse und griffen sich ans bange Herz, und die Männer senkten die Stirne, weil sie von der Grete beschämt wurden, und sie hatten plötzlich alle im Stall oder in der Scheuer zu tun. Wider Erwarten ging aber alles gut. Noch ehe es dunkelte, kam die Grete mit ihrem Wagen in fröhlichem Trab zurück, gefolgt von einer ganzen Meute neuer Chasseurs, die sich alle zur Hochzeit geladen hatten.

Mochte es kosten was es wolle, die Grete hielt auch diesem Ansturm stand und wurde nicht müde, sie zu bewirten, und lachte zu ihren Scherzen so lange, bis sie alle unter dem Tisch lagen und schnarchten. Nur ein einziger, der ihr in den Keller nachgestiegen war in dem Gedanken, es müsse doch wenigstens einer sich als Mann zeigen und ihr den Kranz abnehmen, der trommelte lange an die Tür der Brennstube, hinter welcher ihn die Grete mit sicherem Griff verwahrt hatte. Am anderen Morgen, als ihn seine Kameraden befreiten, behauptete er, er wisse selbst nicht, wie er da hineingekommen sei. Sicher müsse er sich in der Nacht verirrt haben, denn er wollte nicht zugeben, dass ihm solches von einer deutschen "Madame" widerfahren war.

Sie schieden in guter Laune, und der Franzosenschrecken ging an dem Dorf gnädig vorüber, während rings in der Nachbarschaft die Gemeinden schwer zu leiden hatten. Kein Wunder, dass man von dieser Zeit an die Grete die "Franzosen Gret" nannte, ihrem Mut zu Ehren, und ihr eine Achtung entgegenbrachte, die man hierzulande sonst nur erprobten Männern zollte.

Gedruckte Kalender gibt es seit der Erfindung des Buchdrucks; in der Mitte des 15. Jahrhunderts wurden die ersten herausgegeben. Versehen mit Maß- und Gewichtstabellen, mit Ratschlägen und mit Angaben zum Mondstand, Namens- tagen der Heiligen etc. waren sie eine praktische Orientierungshilfe zur Bewälti- gung des Alltags. Ab 1570 entwickelte sich die erzählerische Ausgestaltung der Kalender. Schwänke, Fabeln, Sagen und Legenden hielten in den Jahresbüchern Einzug. So im „Ewig währenden Kalender“, in dem kurze Geschichten des „Abenteuerlichen Simplicissimus“ von Grimmelshausen veröffentlicht wurden.

Ein Kalender enthielt im Jahre 1700:

Muthmaßliche Deutung / Der Himmlischen Inflüsse/ Wie sich solche in der Unter- welt/ mit Witterung / Finsternussen / Krieg / Kranckheiten / und Erwachung der Früchten / äußern möchten.// Darzwischen mit eingemenget Unterschiedliche lustige/ kurzweilige und lächerliche Historien welche sich hin und wieder begeben und zuge- tragen.“

Zu diesen lächerlichen, kurzweiligen Histörchen wurde 1776 bemerkt:

„Ihre Absicht war, dem gemeinen Manne gewisse Moralen beyzubringen, die man ihm sonst nicht sagen konnte; und damit dies auf eine angenehme und fassliche Art geschehen möchte: so kleidete man sie, nach dem Beyspiele der allerältesten Fabel- dichter, in historische Erzählungen ein.

Hinter der Kalendergeschichte steckt also auch eine pädagogische Absicht.

Ein berühmter Vertreter seiner Art ist der „Lahrer Hinkende Bote“ der 1810 das erste Mal erschien, und den es immer noch gibt. Ein weiterer vertrauter Name ist „Der rheinische Hausfreund“. 1808 übernahm der Gymnasialprofessor Johann Peter Hebbel die redaktionelle Verantwortung dieses Kalenders. Er trug entscheidend dazu bei, dass sich die Kalendergeschichte literarisierte und eman- zipierte. Denn er erzählte seine scheinbar schlichten Geschichten mit stilisti- schem Raffinement, mit List und Witz, mit einem Augenzwinkern, experimen- tierte spielerisch mit der Form und entwickelte sie dadurch weiter. Auch trug er schließlich seine Geschichten in dem Sammelband „Aus dem Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes“ zusammen. Andere Autoren folgten diesem Beispiel und es stellte sich heraus, dass Kalendergeschichten auch außerhalb ihres Erscheinungsmediums, als selbständige, kleine Erzählungen bestehen konnten. Jeremias Gotthelf, Ludwig Anzengruber, Berthold Auerbach und Peter Rosegger und, in der Moderne, Oskar Maria Graf, Bertolt Brecht und Erwin Strittmatter nutzten diese Form der Kurzprosa, die sich im 20. Jahrhundert als eine selbstän- dige etablierte. Ihre Merkmale: Populäre Stoffe werden in einer belehrenden, moralischen, gleichnishaften Weise erzählt, der Parabel verwandt wie der Anek- dote oder auch dem derben Schwank. Es sind „Histörchen aus der Historie“, die einen Ton anschlagen, der ihren Ursprung erkennen lässt: das mündliche Erzählen.

An Hebbels Geschichten rühmte man Volksnähe, eine dialektnahe Sprache, erzähltechnisches Raffinement und nicht zuletzt – das mag bei dieser scheinbar biedereren Erzählweise überraschen – die anarchischen Impulse.

All das finden wir auch bei Hans von Olnhausen:

Zum Glücksesel

Im Oberland, nicht weit von der alten Reichsstadt Ulm, wo während des Dreißigjährigen Krieges auch Hunger und Not herrschten, kam an einem späten Herbstabend ein bettelarmes und, wie sich bald herausstellte, auch todkrankes Hafemännchen an die Wegschenke "Zur hohen Straße" und beehrte mit zaghaftem Pochen Einlass.

Als der späte Gast endlich gehört war und der Wirt, schon halb aus den Kleidern, die Türe aufschloss und die Kundschaft sah, wurde er ärgerlich. Er brummte etwas von Bettelpack und Landfegern und wollte die Türe gleich wieder zuschlagen. Warum sollte gerade er immer solche Kundschaft haben! – Doch auf sein Schimpfen hin war auch seine Frau, die junge Wirtin, hinzugetreten, und es ging ihr ans Herz, wie sie das kleine, schwache Männchen dastehen sah, das seinen Arm um den Hals eines mageren und abgetriebenen Esels gelegt hatte, welcher ihm auch seinen Hafenkörbchen trug. Mit diesem schien er allerdings die wenigste Last zu haben, da derselbe nicht einmal mehr einen Boden hatte. Doch hielt er wenigstens seinen Herrn aufrecht, und wenn das Männchen schon zum Erbarmen aussah, der Esel tat es noch viel mehr. Er ließ die Ohren hängen wie ein kranker Hase und blickte so kummervoll in die Welt, dass, wäre es nicht so traurig gewesen, man wohl hätte darüber lachen mögen. Der Wirtin ging es geradeso. Sie sagte: "Ach Gott, Mann, schau sie doch an, so zwei arme Lazarusse gibts gewiss auf der ganzen Welt nicht mehr. Ich denke, wir lassen sie zur Nacht bleiben, und wenn du schon das Männchen nicht leiden magst, so tu es doch dem Langohr zulieb. Wenn der reden könnte, der sagte gewiss sein ‚Sünd und Gnad!‘"

Da ließ sich der Wirt erweichen und nahm die beiden ins Haus, denn er war im Grund seines Herzens kein unebener Mann, und nur die schlechten Zeiten und die bösen Gäste hatten ihn so verhärtet. – Auch als das Manderl am andern Morgen immer noch schwach und elend war und nicht weiterkonnte, wurde er nicht mehr grob und litt es, dass ihm die Wirtin ein gutes Bett zurecht machte. Darin legte es sich auf ein schweres Krankenlager, und als es eine Woche lang gehüsst hatte, sah man wohl, dass es mit ihm bald zu Ende ging. Darüber war aber das Manderl kein bisschen traurig, weil es in dieser Not doch noch eine solche Herberge gefunden hatte. Die Wirtin löffelte ihm die Suppe, und der Wirt brachte ihm sogar ein Glas Wein, und es musste nicht elend und allein zugrunde gehen.

Darüber war das Alterchen voller Dankbarkeit, und als es gewiss war, dass es nicht mehr von diesem Lager aufstehen würde, winkte es zu einer Stunde den Wirt zu sich ans Bett und ruhte nicht eher, bis er ganz nahe heran war und das Ohr an seinen Mund gelegt hatte. Dann fing es an zu sprechen und flüsterte ihm lange und bedeutungsvoll solch merkwürdige Dinge zu, worüber der Wirt, wäre es nicht an einem Sterbelager gewesen, nicht wenig gelacht hätte.

"Denk nur, Frau", berichtete er hernach der Wirtin, "das Manderl will uns auch noch groß lohnen, was wir an ihm getan haben. Was meinst du auch auf welche Art und Weise? – Seinen Esel sollen wir haben." – "Was du nicht sagst", meinte die lustige Frau, "ich dachte schon, er will uns einen Schatz vermachen, den er irgendwo vergraben hat. Da ist mir der Esel schon lieber, denn in Schätzen steckt doch immer der Teufel." – "Ja, aber auch mit dem Esel soll es was auf sich haben", antwortete der Mann. "Das Manderl hat gesagt, wir sollen ihn wohl in acht nehmen, der bringe noch einmal ein großes Glück ins Haus, denn es sei ein ganz besonderer Esel, der stam-

me noch von jener Eselin her, die unsern Herrn und Heiland bei seinem Einzug in die Stadt Jerusalem getragen habe." – "Du liebe Zeit, das hat dem Esel bis jetzt aber gewiss noch niemand angesehen; was den Leuten nicht alles in den Kopf kommt!" Als sie in den Stall hinab kamen und den Langohr so recht armselig und struppig an der Raufe stehen sahen, da wurde es ihnen vollends ganz unwahrscheinlich. "Ja", meinte der Wirt und kratzte sich hinter den Ohren, "das sieht ihm gewiss keiner an, und das Glück, das der ins Haus bringt, das gönne ich gerne einem andern. Das beste wird sein, wir verkaufen ihn gleich, ehe er seinem Herrn Bescheid tut und alle viere von sich streckt!"

Doch ganz heimlich gaben ihm die Worte des Alten doch ein wenig zu denken, und er hätte gerne noch einmal mit ihm gesprochen über die Sache, aber dazu war keine Zeit mehr; denn als er hinaufkam in das Kämmerchen, hatte das Manderl schon den letzten Schnaufer getan und war stumm für immer. Der Esel aber blieb da und machte sich langsam wieder heraus. –

Als die Zeiten noch schlechter wurden, da sagte der Wirt allerdings öfters einmal: "Ach was, Frau, ich verkaufe ihn doch, er nützt uns ja kaum etwas, und die paar Taler könnte ich gut gebrauchen." Aber die Frau war dagegen und meinte: "Was haben wir von dem Geld, die paar Taler nützen doch nicht viel. Lass ihn da, ich mag ihn gut leiden. Wir sind ja noch lange nicht wie das Manderl." – So blieb der Esel auch weiterhin im Haus, und die beiden Wirtsleute lernten von ihm zum wenigsten doch einen guten Gleichmut, den sie in diesen üblen Zeitläufen wohl gebrauchen konnten. Der Langohr nahm alles, wie es kam. Er fraß Heu und auch noch Besseres, wenn er es hatte, und nährte sich von Stroh und Spreu, wenn nichts anderes da war. Er plagte sich redlich, wenn es zu tun gab, und stolperte über die Weide, wenn man ihm Zeit ließ. Sein Beispiel war ein guter Trost, und die Frau meinte oft, ein wenig Glück sei mit dem Tier doch ins Haus gekommen. Ohne den Langohr wüsste sie oft nicht, wie sie das alles ertragen sollte.

Aber das, was sie meinte, war eigentlich erst der Anfang von all der Not und dem Elend, denn gegen den Herbst hin kamen die Kriegsvölker ins Land und hausten schlimmer als die Räuber. Sie holten den letzten Wein aus dem Keller, das Mehl aus den Trögen, das Vieh aus dem Stall und aus der Scheuer das letzte Hälmlchen. Wie rein gar nichts mehr zu holen war, machten sie in einer kalten Nacht aus dem ganzen Hauswesen ein großes Feuer, und der Wirt und die Wirtin flüchteten mit einem letzten Bündel in den Wald.

Auch der Graue blieb von diesem Tage an verschwunden. Niemand wusste, ob er im Feuer umgekommen war oder ob ihn die Soldaten mitgenommen hatten. So hatten die Wirtsleute auch an ihm keinen Trost mehr; jetzt, da sie ihn am nötigsten hätten brauchen können, und der Mann sagte oft: "Frau, wenn nicht alles täuscht, dann ist jetzt das große Glück da." – Darauf wusste die Frau wenig zu sagen, aber sie mochte immer noch nicht recht glauben, dass dies nun das Ende sein sollte. Nach einigen Wochen, nachdem sich die Soldaten verzogen hatten, gingen sie an den Brandplatz zurück, wo sie das steinerne Backhäuschen noch unversehrt fanden. So hatten sie wenigstens ein Dach über dem Kopf, und sie hausten so den ganzen Winter, bis zum Frühjahr hin, wo eine große Schlacht geschlagen wurde und die Fremden in hastiger Flucht das Land verließen.

Da, in einer Nacht, als sie in den Kleidern in der Hütte saßen und besorgt auf die Straße hinaushorchten wegen der Nachzügler und den Versprengten, hörten sie auch

richtig ein Geräusch, wie von Schritten, die da am Haus drüben herumstolperten. Und als diese Schritte nicht weitergingen, sondern immerzu sich im Kreise bewegten und man wohl denken mochte, dass dies kein Soldat, sondern vielleicht sonst ein Mensch sei, der Hilfe benötige, machte sich der Wirt vorsichtig hinaus, zu sehen, was es gäbe. Da fand er doch tatsächlich seinen Esel vor dem Mauerloch der früheren Stalltüre stehen, und er konnte es lange nicht fassen, dass dies Wirklichkeit sein sollte. Es gab aber gar keinen Zweifel, es war der verlorene Esel, und er sah kein bisschen besser aus, als damals, als er zum ersten Male ins Haus gekommen war. Nein, noch viel schlimmer! Sein Fell war zerschunden und voller Striemen und die Beine so lahm, dass er keinen rechten Schritt mehr machen konnte. Sein Rücken aber war voll gepackt, dass er von der Last immerzu hin und her schwankte. Es war leicht zu raten, dass er den Kriegsvölkern als Lasttier gedient hatte, und dass er ihnen jetzt irgendwo durchgebrannt war. So gering der Gewinn nun war, den die beiden Menschen an dem wieder gefundenen Esel hatten, so freuten sie sich doch in ihrer Verlassenheit über alle Maßen. Sie zogen ihn hinein in die Hütte, gaben ihm von ihrem wenigen Brot, trockneten und streichelten ihn, dass er gleich wieder munterer wurde und sie mit ihm. "Siehst du, Mann", sagte die Frau, "das Glück ist doch noch nicht ganz ausgestorben", und sie hing sich an den Hals des Esels und weinte vor Freude. Der Mann brummte dazu etwas, das man nicht verstehen konnte, und machte sich an dem Gepäck zu schaffen, das sie in der ersten Eile achtlos beiseite geworfen hatten. Doch wie er den Riemen löste und den Deckel der Kiste zurückschlug, da stand ihm fast das Herz still, und er fragte sich zum zweiten Mal, ob das auch wirklich wahr sein könne. – Es war aber so wahr wie der Esel an der Stalltüre, nämlich der ganze Kasten gefüllt mit Goldstücken und Silbertalern. Aus den Papieren aber, die dabei waren, war zu lesen, dass dies eine Regimentskasse war, und zwar diejenige selbigen Regiments, das ihn um Haus und Hof gebracht hatte in jener Nacht. So nahmen die Wirtsleute das Geld mit gutem Gewissen an sich, und als der Krieg zu Ende war, bauten sie damit ein neues Haus an die alte Stelle. Auf dem Schild gegen die Straße hin ließen sie aber einen Esel malen und gaben ihrer Schenke den Namen - Zum Glücksesel -.

Mancher Fremde, den dieser sonderbare Name wunderte und die Geschichte hörte, strich sich die Kummerfalten von der Stirne und freute sich an ihr.

Auffällig in seinem Schreiben sind die beseelten Dinge.

Die bereits erwähnte Dampflok des munteren Karl Himmelsbach zum Beispiel. Sie hat Charakter, weiß um Himmelsbachs Gedanken und Gefühle; sie liebt ihn. Als er sich nun tatsächlich und ernstlich in ein Mädchen verliebt, wird sie so eifersüchtig, dass sie die Freiersfüße, auf denen er sich bewegt, platt walzt. Eine beseelte, selbständig handelnde, fühlende Dingwelt begegnet uns vor allem in seinen Gedichten.

Bei den meisten seiner Gedichte handelt es sich um Naturlyrik im besten Sinne. Sie baut auf dem Erleben der Natur auf, als primären Daseins- und Erfahrungsraum des Menschen. Sie lebt von Naturbildern und arbeitet mit ihnen. Sie sind der Spiegel der Beschaffenheit der menschlichen Seele, der Spiegel der menschlichen Zyklen, Bestimmungen, Bedingungen. Vor allem der, der unabänderlichen Begrenzung durch die Sterblichkeit.

Mit dem Sommerwind

*Des Tages Haus war hochgebaut,
Mit Zinnen schön und Hallen,
Das wölbte sich und blinkt' und blaut',
Wo steil die Lichter fallen.
Die Weiden tief im Quellgrund,
Veratmen silbern Stund um Stund,
Schon sah man über den Bergeshöhn,
Den heißen Mittag flimmernd stehn.*

*Aus kühlem Haus nach kurzer Rast
Und Trunk aus blanker Schale,
Wir traten in den Sonnenglast,
In die hohe Mittagshalle.
Die Wege stäubten schwer im Licht,
Dem Felde glühte das Gesicht,
Die Schatten standen bang und klein,
Sie zogen die kecken Nasen ein.*

*Nur noch die Wiese hinterm Hag,
Sang fort auf dürren Saiten:
Das ist ein lieber Sommertag,
Er wird das Heu bereiten.
Noch in der tiefen Winterzeit,
Wenn längst dies grüne Haus verschneit,
Wird man ihn einst erkennen
Und froh und dankbar nennen.*

*Ein Riese überm Ährenfeld,
Stand auch noch da mit Lachen,
Er hat die Schuhe hingestellt
Fürsorglich in die Brachen.
Die Hände rührt' er mit Bedacht,
Dass bald ein Feuer wird entfacht,
Und wo er in das Wogen greift,
Schon Halm und Ähre gilbt und reift.*

*Sonst zittert alles ungewiss,
Im Feld und auf den Matten,
Es riecht die Luft nach Schlangenbiss,
Kaum tröstet noch ein Schatten.
Die harten Gräser sirren leis,
Das breite Land trinkt herben Schweiß,
Und jede Stirne ist gesenkt,
Wohin der Tag die Rosse lenkt.*

Am Weg ein stummer Schattenbaum,
Wir regten ihm die Äste,
Er schrak aus einem bangen Traum,
Wer wohl den Tag erlöste?
Der kühle Abend noch so fern,
Und jedes Ding ohn Lust und Stern,
Wenn nicht der hohe Himmel bricht,
Wirds manchem noch ein Totenlicht.

Der hohe Himmel brach entzwei,
Vom Donner jäh zerrissen;
Die Wolke schob sich ins Gebläu,
Jetzt galt's die Lust zu büßen.
Der kecke Wunsch erstarb im Mund,
Schon wich der Glanz aus weiter Rund;
Bang stand das Feld im fahlen Licht,
Verhielt den Atem im Gewicht.

Auf hoher Waage schwebt die Last,
Wird sie zerschmetternd stürzen?
Sie sinkt, von weicher Hand gefasst,
Sanft diese Qual zu kürzen.
Erschauernd regt sich Halm und Blatt,
Das letzte Gräslein welk und matt,
Schon hat die Luft den Trost bekannt,
Der erste Regen fiel aufs Land.

Herbst

Weißt du nun, welch heiße Flammen
Hinter der grünen Fülle brannten
Sommerlang in aller Stille - -
Ahnst du jetzt, wie Blätter stumm
Ihr Ziel schon kannten, lebenslang,
Und dass sich uns der Becher fülle,
Waren ihm in aller Glut,
Sie die Kühle, aufgestiegene Flut.
Schatten war und ein geborgen Leben,
In den Wipfeln wohnte stolzes,
Hochgemutes Streben,
Und Nahrung fand die schwere Frucht,
Bis dass sie fiel.
Das war der Augenblick, da stand
In den Millionen grünen Herzen
Auch der kühle Atem still.
Nun glühen sie auf in lang verhaltener Glut
Und fallen sacht
Noch zu der Wurzeln Schutz und Hut -
Dann ist's vollbracht.

„Schatten war und ein geborgen Leben...“: Dass er einer ursprünglichen Welt ein schönes, kraftvolles Denkmal gesetzt habe, heißt es im Vorwort zu dem Bändchen „Als selbst Sankt Martin lachte“ mit ausgewählten Texten von Olnhausens. Die Güglinger Autorin Irmhild Günther formuliert es in einem Artikel über ihn so: „Seit dieser Zeit ist diese ursprüngliche Welt immer kleiner geworden, hat die Zivilisation die Beschaulichkeit noch mehr verdrängt, zu der Hans von Olnhausen trotz aller Tagesarbeit und Sorge für die Familie in so hohem Maße fähig war. Diese Begabung, verbunden mit der dichterischen Ader war es, die uns Kalendergeschichten und Gedichte hinterlassen konnte, die es Wert sind, gelesen zu werden“.

Eine besondere Begabung der Besinnlichkeit, eine poetische Ader und ein stilsi-cherer Umgang mit der äußeren Form, die er für sein Schreiben wählte, der Kalendergeschichte. Und was sich über die Kalendergeschichten von Oscar Maria Graf feststellen lässt, trifft auch auf die von Olnhausens zu: Sie schaffen einen „Erinnerungsraum, für die alten, vom Untergang bedrohten Formen des ländlichen Lebens.“

Hans von Olnhausen gibt uns mit seinen Geschichten eine Art doppeltes Zuhause. Er konserviert Erinnerungen und er verortet sie in unserer Region.

Und noch etwas machen seine Erzählungen auch heute noch lesenswert: Aus seinen Texten strahlt Liebenswürdigkeit und Herzengüte. Die Güte eines Menschen lässt sich an der Haltung erkennen, die er der Schöpfung gegenüber einnimmt, wie er sich Kindern gegenüber verhält und Tieren. Kinder kommen in den Texten von Olnhausens nicht sehr häufig vor. Aber Tiere allenthalben. Da ist zum Beispiel der Schimmel der Kleebäuerin. Unmöglich, ihn zu verkaufen. Er kommt einfach wieder zurück. Auch ein Hundeflüsterer ist in seinen Geschichten unterwegs, der einem gefährlichen Wachhund ein Babylätzchen umbindet, um seinen Besitzer zu beschämen. Der Blick von Hans von Olnhausen auf alles, was da kreucht und fleucht ist liebevoll, von tiefem Humor durchdrungen und auch voll Erbarmen:

*„Der Hund den seine Kette
Niederbindet,
Hört Schritt um Schritt
Und ist von Schmerz durchbrannt.
Heiß klingt sein Ruf,
Der seine Qual verkündet,
Fort durch das
Sternbeglänzte Land.“*
(aus dem Gedicht „Besternte Nacht“)

Wie den Wirtsleuten, die das „Manderl“ mit dem Esel aufnehmen und schließlich den Esel lieb gewinnen, von ihm zu lernen bereit sind und bei seiner Rückkehr viel mehr an ihm selbst interessiert sind als an der Last, die er auf den Rücken trägt, so erwächst auch dem Bauern Jochen Kumpf in der Erzählung „Der Bärenführer von Kimmetsau“ Segen daraus, dass er den finsternen Bärenführer beherbergt, samt seines großen, wilden Bären.

Menschen, die sich Tieren gegenüber freundlich verhalten und sie in ihre Gastfreundschaft selbstverständlich mit einschließen, werden in Olnhausens Geschichten belohnt, und es sind gerade diese Geschichten, die den Leser von den Fuß - bis in die Haarspitzen wärmen und ganz besonders die Herzgegend. Wegen dieser besonderen Demut, die in der am meisten geschundenen Kreatur, dem Esel, den Bruder wieder erkennt.

Verwendete Literatur:

Hans von Olnhausen, Als selbst Sankt Martin lachte, Gerhard Hess Verlag Ulm, 1966. Mit einem Vorwort von Renate Milczewsky. (Sämtliche im Text erwähnten Gedichte und Erzählungen sind diesem Band entnommen).

Kleine literarische Formen: in Einzeldarstellungen, Stuttgart, 2002.

Sibylle Knauss, Schule des Erzählens: Ein Leitfaden für Roman- und Drehbuchautoren, Frankfurt, 1995.

Irmhild Günther, Reihe „Leute aus dem Zabergäu“ veröffentlicht im Zabergäuanzeiger Ausgabe 9, 1999 und 2, 2000.

Den vorliegenden Beiträgen liegen die überarbeiteten Vortragstexte der dem Dichter gewidmeten literarischen Matinee vom Januar 2007 in der Mediothek Güglingen zugrunde.

Die Abbildungen stammen, wo nicht anders angegeben, aus dem Familienbesitz.



Hans von Olnhausen vor seinem Haus (Aufnahme um 1955)

Anschriften der Verfasser:

Manfred Göpfrich-Gerweck, Kernerstraße 60, 74193 Schwaigern

Ulrike Maushake, Haldenstraße 17, 74172 Neckarsulm

*Titelbild:
Das Olnhausen'sche Anwesen in
Frauenzimmern um 1910 („Erkerhaus“)*

*(Vorlage: Landesbildstelle
Baden-Württemberg)*

Herausgeber: Zabergäuverein
Sitz: Güglingen
Schriftleitung:
Otfried Kies, Horst Seizinger,
Manfred Göpfrich-Gerweck,
Telefon (07135) 964150
Jahresbeitrag: 20,- EUR
Girokonto: 005 78 159 9 bei der
Kreissparkasse Brackenheim
Gesamtherstellung:
Georg Kohl GmbH + Co
74336 Brackenheim